

## HEBREEUWS

HORNKOHL, A.D. — Ancient Hebrew Periodization and the Language of the Book of Jeremiah. The Case for a Sixth-Century Date of Composition. (Studies in Semitic Languages and Linguistics, 74). Brill Academic Publishers, Leiden-Boston, 2014. (24 cm, VIII, 517). ISBN: 978-90-04-26964-4, ISSN: 0081-8461, € 162,-; \$ 210.00.

Jede sozial-, kultur- und theologiegeschichtliche Einordnung biblischer Bücher beginnt mit der Datierung, denn die historisch-kritische Exegese setzt unbedingt eine möglichst genaue Kenntnis der Umstände voraus, in denen die Texte ihre überlieferte Gestalt im wesentlichen angenommen haben, um darin enthaltene Aussagen vor dem Hintergrund der Entstehungszeit interpretieren zu können. Dabei gibt es seit alters zwei verschiedene Ansätze: einmal den inhaltlichen, der einen Bezug herstellt zu politischen Umständen (wie dem im achten Jahrhundert natürlich noch unbekanntem Perserkönig Kyros in Jes 44,28; 45,1), religionsgeschichtlichen Entwicklungen (etwa ein Geistwesen als Aufstachler, um Gott in der Folge eines rigoros gedachten Monotheismusbegriffes von scheinbar anstößigen Zügen freizusprechen, vgl. 1 Chr 21,1 mit der älteren Parallele in 2 Sam 24,2) oder Fällen innerbiblischer Schriftauslegung (beispielsweise die Umdeutung der siebenzig Wochen von Jer 25,11 als „Jahrwochen“ in Dan 9,24–27, nachdem die ursprüngliche Prophezeiung nicht eingetreten war); zum anderen den linguistischen, der versucht, innerhalb der klassisch-hebräischen Standardsprache der literarischen Überlieferung typologisch jüngere lexikalische, grammatische und syntaktische Entwicklungen durch sporadische Einsprengsel nachzuweisen. Beide werden in den je eigenen Forschungstraditionen kontrovers diskutiert, aber bislang fast nie miteinander verbunden, obschon gerade das zu wichtigen Erkenntnisgewinnen in Methode (bei Divergenz) und Ergebnis (bei Konvergenz) führen kann. Erhard Blum, „The Linguistic Dating of Biblical Texts—An Approach with Methodological Limitations“, in: Jan Christian Gertz u.a. (Hg.), *The Formation of the Pentateuch: Bridging the Academic Cultures Between Europe, Israel, and North America*, Tübingen 2016, 303–326, hat das Problem jüngst prägnant dargestellt.

Mit der überarbeiteten englischen Fassung seiner von Steven Fassberg betreuten Jerusalemer Dissertation legt Aaron Hornkohl nun eine diachron ausgerichtete Untersuchung der Sprache Jeremias vor, die vorausgegangene Fallstudien zur linguistischen Datierung alttestamentlicher Schriften an Reichweite und Gründlichkeit deutlich übertrifft. In der Schlußfolgerung, das Buch Jeremia — einschließlich der in der mit rund dreitausend Wörtern um etwa ein Siebtel kürzeren Septuagintafassung fehlenden Teile — sei im sechsten Jahrhundert v. Chr. entstanden, liegt viel Stoff für eine weitergehende Auseinandersetzung, vor allem mit inhaltlich begründeten Spätdatierungen bis sogar in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. (so die extreme Position von Georg Fischer, *Jeremia*, 2 Bände, Freiburg 2005–2006; fehlt in der Bibliographie, obwohl es ein modernes Standardwerk ist) und mit den seit einigen Jahren lebendig diskutierten Möglichkeiten und Grenzen einer linguistischen Datierung insgesamt.

Die ausführliche Einleitung (1–50) bietet eine detaillierte Diskussion der methodischen Grundlagen, auf denen die sprachliche Datierung biblisch-hebräischer Texte seit Hugo

Grotius' Kritik an der salomonischen Autorschaft Kohelets im siebzehnten Jahrhundert, im neunzehnten und zwanzigsten dann durch neue außerbiblische Quellen und Fortschritte in der historischen Sprachwissenschaft verstetigt, aufruhrt. Verf. folgt der in der Hebraistik konventionellen Unterscheidung einer klassischen (der Großteil von Gen bis 2 Kön und die vorexilischen Propheten) und einer nachexilischen (in jedem Fall Est, Dan, Esr, Neh und 1–2 Chr, wohl auch Koh) Periode nach der Krieteriologie von Avi Hurvitz: Verteilung sprachlicher Erscheinungen in einzelnen Texten, Gegensatz zu äquivalenten Wörtern oder Formen anderer Sprachstufen, Übereinstimmungen mit dem außerbiblisch dokumentierten Sprachgebrauch der Zeit und Häufung der relevanten Phänomene. Damit gilt freilich erst einmal alles als klassisch, was nicht als spät erwiesen werden kann.

Darüber hinaus seien die archaische, also vormonarchische (beschränkt auf einzelne poetische Passagen wie Gen 49, Ri 5 und andere), und die spätklassisch-exilische Übergangszeit (Schlußkapitel der Königsbücher, Deuterocesaja, Jer, Ez, Hag, Sach, Mal und Kgl) nicht mit gleicher Sicherheit zu erheben, doch als grundsätzliche Kategorien weithin akzeptiert. Man sollte anmerken, daß dies hauptsächlich für die nordamerikanische Wissenschaftstradition gilt, weniger für die kontinentaleuropäische, in der literarkritische Methoden meist den Ausschlag geben (kritisch zur Frühdatering von Texten, die sonst alle dem archaischen Stadium zugeschrieben werden, äußern sich etwa Christoph Levin, „Das Alter des Deboraliedes“, in: ders. [Hg.], *Fortschreibungen: Gesammelte Studien zum Alten Testament*, Berlin und New York 2003, 124–141, oder Henrik Pfeiffer, *Jahwes Kommen von Süden: Jdc 5, Hab 3, Dtn 33 und Ps 68 in ihrem literatur- und theologiegeschichtlichen Umfeld*, Göttingen 2005).

Variation entsteht aber nicht nur durch natürliche oder kontaktbedingte Sprachentwicklung, die sich unter der klassizistischen, in der Überlieferung — sieht man einmal von der in einigen Punkten nachweislich modifizierten Rechtschreibung ab — weitgehend bewahrten Oberfläche eines Bildungsideoms abzeichnen kann, sondern zudem durch individuelle Vorlieben einzelner Autoren, regionale Färbungen und genrebedingte Ausdrucksformen. Dabei erschweren das beschränkte biblische Corpus und das Fehlen eindeutiger externer Referenzgrößen von ausreichendem Umfang eine eindeutige Zuordnung. Die vorexilischen Inschriften verankern zwar das Klassisch-Hebräische in der jüdischen Kanzleisprache, und die hebräischen Texte vom Toten Meer zeigen ähnliche Neuerungen wie späte nachexilische Bibeldbücher. Aber nur zwei oder drei charakteristische Merkmale eines alten nordhebräischen Dialektes werden durch die kurzen Samaria-Ostraka unmißverständlich als solche erwiesen, und für eine hebräische Umgangssprache neben dem förmlichen literarischen Register gibt es naturgemäß gar keine Belege. Isolierte aramäische oder aramäisch scheinende Wörter, Formen und Syntagmen im gesamten Corpus können also prinzipiell archaisch, spät, dialektal, umgangssprachlich, poetisch, artifizuell oder eine Kombination davon sein. Sie treten indes aufs Ganze gesehen mit geringerer Häufung auf als die Besonderheiten der aus historisch-inhaltlichen Gründen sicher nachexilischen Bücher.

Diese profilbestimmende Akkumulation bestätigt in der historisch-linguistischen Orthodoxie die Gültigkeit einer diachronen Perspektive (wie Verf. in seiner eingehenden, teils polemisch gefärbten Kritik zu Ian Young, Robert Rezetko und Martin Ehrensverd [S. 27–50], die übrigens

keineswegs einen „anti-linguistic“ Standpunkt einnehmen, betont; das neue Buch von Rezetko und Young, *Historical Linguistics and Biblical Hebrew: Steps Toward an Integrated Approach*, Atlanta 2014, konnte noch nicht berücksichtigt werden). Denn eine spezifische Neuerung, die erst später gängig wurde, mag in der Tat schon in klassischer Zeit prinzipiell verfügbar gewesen sein, tritt dann dort aber nur vereinzelt auf. Gleichwohl müssen Dialekt- und Stilunterschiede genauso wie textkritische Fragen im Einzelfall als alternative Ursachen herangezogen werden, um die quantitative Analyse durch eine qualitative zu ergänzen.

Wegen der detaillierten Darstellung und der zahlreichen konkreten Beispiele mit weiteren Literaturangaben bildet das Eröffnungskapitel einen sehr nützlichen, aber zugleich durchaus konservativen und historisch wenig konturierten Einstieg in das Thema. Von einem „unanimous agreement among Hebraists“, daß das Hebräische bis ins zweite nachchristliche Jahrhundert normale Umgangssprache war (S. 23f.), was man ohnehin nur bei einem ziemlich naiven Blick auf das Material ohne theoretisches Rüstzeug behaupten kann, dürfte angesichts der neuen Debatte keine Rede mehr sein. Überhaupt vermißt man — über die knappe Skizze auf S. 56 hinaus — eine soziolinguistische Darstellung der genauen Umstände, die zu der spezifischen Sprachsituation zwischen spätmonarchischer und frühhellenistischer Periode geführt haben. Auch das seitdem erschienene Buch von William Schniedewind, *A Social History of Hebrew*, New Haven 2013, schafft keine Abhilfe (wie Rez. sich jedenfalls eine moderne Geschichte des Althebräischen vorstellt, hat er kürzlich skizziert in: „Das Hebräische als Sprache Israels und Judas“, in: Ulrich Hübner und Herbert Niehr [Hg.], *Sprachen in Palästina im 2. und 1. Jahrtausend v. Chr. Kolloquium des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas*, 02.–04.11.2012, Mainz, Wiesbaden 2017, 265–299).

Zudem werden die zahlreichen Erscheinungsformen des Aramäischen nicht mit der nötigen Trennschärfe behandelt (dazu jetzt Rez., *A Cultural History of Aramaic: From the Beginnings to the Advent of Islam*, Leiden 2015), wie z.B. der längst als unsinnig entlarvte Name „Egyptian Aramaic“ für das Reichsaramäische der in Ägypten gefundenen Texte (*passim*; wer das heute noch so nennt, verdient jedes mal zehn Geißelhiebe), die Bezeichnung „Saqqara inscription“ für den Papyrusbrief(!) des kanaanäischen(!) Fürsten Adon (S. 342) und allerlei fehlende historische Zusammenhänge zeigen — spätantike Targume ohne weiteres als Beispiele für „Aramaic texts from the Second Temple Period“ (S. 285 u.ö.) anführen heißt viele Jahrhunderte Sprach- und Textgeschichte überspringen und dem Götzen Anachronismus Ganzopfer darbringen. Darunter leidet auch die Glaubwürdigkeit der Schlußfolgerungen: im sechsten Jahrhundert v. Chr. war das Aramäische in Palästina bestimmt noch keine „lingua franca“ (siehe Rez., „Verbreitung, Entwicklung und Gebrauch aramäischer Dialekte in Palästina in der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr.“, in: Ulrich Hübner und Herbert Niehr [Hg.], *Sprachen in Palästina im 2. und 1. Jahrtausend v. Chr. Kolloquium des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas*, 02.–04.11.2012, Mainz, Wiesbaden 2017, 231–264), weshalb sich, wie unten weiter ausgeführt wird, die von Verf. bevorzugte Datierung Jeremias in diese Zeit nicht mit seinen regelmäßigen Verweisen auf aramäische Einflüsse auf das Hebräische stützen läßt.

Schließlich wäre eine präzisere Gewichtung zwischen mehr und weniger aussagekräftigen Kriterien für eine

sprachliche Datierung — Schreibungen und Einzelwörter einerseits, übergreifende syntaktische Muster andererseits — für eine verfeinerte Methodologie hilfreich. Verf. zwar nennt in Auseinandersetzung mit Dong-Hyuk Kim (S. 28, Anm. 84) den bedeutsamen Unterschied zwischen bewußten und unbewußten Veränderungen und gebraucht ihn später *en passant* als Einwand gegen ein simples Zählen von Merkmalen (S. 41), geht dem aber nicht weiter nach. So bleibt eine datierungsrelevante „accumulation“ bei subjektiven Einschätzungen stehen, aber dann wird es, bei allem Respekt vor der geschulten Intuition (die Wortwahl „look and feel“ auf S. 369 ist bezeichnend), schwierig, jenseits des eigenen Fachdiskurses verbindlich festzulegen, welche Merkmale diagnostisch bedeutsam sind und ab wie vielen davon ein Bibelbuch als „spät“ gelten darf. Eine professionelle Anwendung statistischer und stilgeschichtlicher Methoden auf diese Frage steht noch aus.

In einem nächsten Schritt wendet Verf. die als grundsätzlich zuverlässig bewertete linguistische Methode auf die Sprache, oder besser: die historische Sprachstufe des Jeremiabuches an. Das zweite Kapitel (51–71) nimmt die Ergebnisse des Hauptteils vorweg (übersichtlich referiert auf S. 53–55) und liest sich eher wie eine Zusammenfassung am Ende. Das Profil des Textes erscheine überwiegend klassisch, einige späte Merkmale mit noch geringer Verbreitung wiesen insgesamt auf eine Übergangszeit zwischen der monarchischen und der nachexilischen Periode, nicht auf einen anderen Dialekt, eine spezielles Stilniveau oder sekundäre Änderungen im Verlauf der Überlieferung, da die meisten Abweichungen vom Standard erst im spät- wie im nachbiblischen Hebräisch gut belegt und damit diachron als Neuerungen zu buchen seien.

Inhaltliche Datierungskriterien und andere Einleitungsfragen wie das soziale und intellektuelle Milieu, in dem das Jeremiabuch geschrieben und tradiert wurde, läßt Verf. indes weitestgehend unberücksichtigt. Obschon die Sprache von Jer 1–26 auch wegen der poetischen Diktion minimal konservativer sei als die (doch ebenso noch vor das fünfte Jahrhundert zu datierende) von 27–52 (anscheinend mit einer Konzentration späterer Erscheinungen in Kapiteln 27–29: S. 250), erlaube der Befund keine Unterscheidung wirklich verschiedener Sprachschichten und damit nachexilischer Redaktionsprozesse (S. 65–71, ebenso 366–369). Das scheint zu kurz gedacht, denn wenn etwa, wie die Rezeption der — in der Bibliographie zwar genannten, aber nicht referierten — Arbeiten Winfried Thiels in der weiteren Forschung klar gezeigt hat, deuteronomistische Formulierungen in unterschiedlichen nachexilischen Fortschreibungen Jeremias auftauchen (siehe jetzt z.B. Nathan Mastnjak, *Deuteronomy and the Emergence of Textual Authority in Jeremiah*, Tübingen 2016, mit weiterer Literatur), wäre doch etwas mehr Vorsicht dabei geboten, eine eher klassische Sprachgestalt gleich als sicheres Anzeichen einer frühen Abfassungszeit zu werten. Oder würde Verf. mit Christoph Levin (*Die Verheißung des Neuen Bundes in ihrem theologiegeschichtlichen Zusammenhang ausgelegt*, Göttingen 1985, in der Bibliographie nicht verzeichnet) für ein äußerst kleinschrittiges Anwachsen des Textes plädieren, das nicht zu radikalen Brüchen in der Sprache führte? Wären in einer Jeremia-Schule nicht ohnehin Spuren eines Soziolektes zu erwarten, also sprachliche Übereinstimmungen unter Tradenten verschiedener Generationen? Das scheint Verf. auf S. 364 abzulehnen, ohne Gründe dafür anzuführen — aber die bestechenden

Horaz-Imitationen etwa von Conrad Celtis kommen ganz bestimmt nicht durch „a common linguistic milieu“, sondern durch Talent, Übung, Empathie, Traditionsbewußtsein und genaue Beobachtung, was jeder bestätigen wird, der sich als Student nicht ganz erfolglos an griechischen und lateinischen Stilübungen versucht hat. Ausweichen kann man der literarischen Problematik jedenfalls nicht.

Die folgenden Kapitel widmen sich dann der Sichtung und Auswertung sprachgeschichtlich relevanter Neuerungen, gegliedert nach den hauptsächlichlichen Bereichen der Grammatik und per Kapitel jeweils unterteilt in Belege im Masoretischen Text, nicht-masoretische sowie außerbiblische Vorkommen (für das Hebräische alte Inschriften, Handschriften aus Qumran und rabbinische Literatur, für das Aramäische meist Targume und Pšittā), Jeremia allgemein und sodann das hebräische Sondergut des masoretischen Jeremia. Den Anfang machen Orthographie und Phonologie (72–107): vereinzelte Pleneschreibungen von /o/ mit *w* in *y'qwb* „Jakob“ und im endungslosen „Imperfekt“ sowie häufigere von /ō/ im *infinitivus constructus* des Grundstammes und im Zahlwort „acht(zig)“; sporadische Auslassung von in der Aussprache geschwundenem /ʾ/ (so auch in Ableitungen von *rp* „heilen“ nach *rpī*); häufiger dissimiliertes *z'q* „rufen“ (wie im Aramäischen) als *s'q*; das theophore Element *-yh* statt *-yhw*; *yrwšlym* statt etymologisch korrektem *yrwšlm* (da mit /ē/ aus betontem \*/i/, dann hyperkorrekt als Reflex von \*/ay/ aufgefaßt); *šhq* „lachen“ statt *šhq* (*pace* S. 96 ist eine dissimilierte Form *shq* zumindest im Ostaramäischen sehr wohl belegt [siehe Ethel S. Drower und Rudolf Macuch, *A Mandaic Dictionary*, Oxford 1963, 319, s.v. *shaq*, mit Manfred Dietrich, *BiOr* 24, 300, rechts oben zur Etymologie; \*/s/ war zu dieser Zeit bekanntlich längst zu /s/ geworden], weshalb auch hier aramäischer Einfluß gut möglich ist und nicht unbedingt eine rein interne Entwicklung vorliegen muß); *nbwkdn'sr* „Nebukadnezar“ statt dem der akkadischen Form gemäßen *nbwkdr'sr*. Verf. vermutet hinter dem Wandel /t/ > /n/ phonetische Gründe, was durchaus einleuchtend klingt, da beides silbenbildende Konsonanten sind. Aber eine Volksetymologie nach häufigem *nšr* „bewahren“ und/oder *nēšær* „Sproß“ als Begriff der Königsideologie wäre wohl auch denkbar und entspräche überdies der später häufigen Defektivschreibung *nbwkdnšr* (Esr 1,7; 2,1; Neh 7,6; Dan 1,18; sowie im Aramäischen), die bei Unkenntnis der ursprünglichen Bedeutung des Namens „Nabu, schütze den Erbsohn“ eine aramaisierende Reanalyse als *nbw-kd-nšr* „Nabu, als/nachdem er bewahrte“ o.ä. wenigstens nahelegte.

Anschließend untersucht Verf. die Pronomina und die entsprechenden Endungen des „Perfektes“, diese lassen jedoch oft keine unmittelbaren diachronen Schlüsse zu (108–147): zunehmend die Kurzform *'ny* „ich“ statt *'nky* (in Jer fast nur noch in der Rede Gottes); verstreute feminine Singularformen der zweiten Person auf *-y* im Konsonantentext, entsprechend etymologischem /-ī/, sowie *-t* für /-at/ im nicht-suffigierten „Perfekt“ der dritten Personen Femininum Singular (allerdings alle sowohl als späte Aramaismen wie als Archaismen, Dialekteinsprengsel oder poetische Nebenformen erklärbar und damit nur bedingt aussagekräftig für eine diachrone Analyse, wenngleich das Aramäische hier auch bei ursprünglicher Dialektvariation immerhin einen konservierenden Einfluß ausgeübt haben könnte, ähnlich wie später das Arabische auf neuaramäische Sprachen); einmal die doch wohl dem Singular nachgebildete (so Rudolf Meyer,

*Hebräische Grammatik*, Berlin 1992, §30.2b) Kurzform *'nw* „wir“ im Ktib (Jer 42,6; wenn, wie Verf. vermutet, eine alte Dialektform vorliegt, hätte das jetzt in der moabitischen Stöbelinschrift von el-Balu', Zl. 1, eine Parallele, siehe Erasmus Gaß, „New Moabite Inscriptions and Their Historical Relevance“, *JNSL* 38/1 [2012], 45–78, bes. 61f.; ein Fehler durch einen späteren Abschreiber kann dennoch nicht ausgeschlossen werden); Neigung zum Personalpronomen des dritten maskulinen Plurals *hmh* statt *hm* (freilich mit nicht eindeutiger diachroner Verteilung) und entsprechendes Possessivsuffix am femininen Plural in der sekundären Form *-wtyhm* mit doppelter Pluralmarkierung statt *-wtm* (auch in anderen nachexilischen Quellen zunehmend neben dem älteren Suffix gebraucht, aber, *pace* S. 135, kaum überzeugend durch aramäischen Einfluß erklärbar); mehrmals, zumal im Ktib, eine eigene Femininendung /-ā/ der dritten Person Plural beim „Perfekt“ (wegen der relativ höheren Konzentration in Jer als Aramaismen und nicht als Archaismen gedeutet; das ist plausibel, man sollte aber erwähnen, daß sie dann nur aus der palästinisch-aramäischen Umgangssprache und nicht aus der reichsaramäischen Schriftsprache, die wie das Hebräische beim „Perfekt“ der dritten Person Plural die maskuline Form auf das Femininum ausgedehnt hatte, kommen können [Rez., *Cultural History*, 172f.] — eine derartige morphologische Entlehnung spräche jedoch für einen so weitgehenden Gebrauch des Aramäischen als Umgangssprache, wie man ihn erst für das fünfte oder vierte Jahrhundert erwarten würde, kaum für das sechste; alternativ werden solche Formen aber zuweilen als feminine Singularia mit Inkongruenz gedeutet, was Verf. hätte erwähnen können); einmal das merkwürdige Ktib *z'th* „diese“ mit scheinbar doppelter Femininendung statt *z't* (Jer 26,6; wegen fehlender Parallelen ist hier aber eine künstliche Neubildung — falls man nicht gleich den Text korrigieren will — wahrscheinlicher als eine echte umgangssprachliche Form).

Ein weiteres kurzes Kapitel über die nominale Morphologie behandelt die synchronen Bildungstypen *qātōl* und *qtāl* (148–158). Auch wenn Verf. zögert, dem ersten einen aramäischen Ursprung zuzuschreiben, ist zumindest die wachsende Verdrängung des aktiven Grundstamm-Partizips durch *qātōl*-Bildungen (gut zu sehen in den Beispielen auf S. 149f., davon sechs Lexeme in Jer) eindeutig eine spezifisch westaramäische Entwicklung (Rez., *Cultural History*, 289, mit weiterer Bibliographie in Anm. 963) und gewiß kein eigenständiges Merkmal eines „vernacular Hebrew“. Das würde aber wie die „Perfekt“-Endung /-ā/ im femininen Plural (s.o.) bereits eine so weite Verbreitung palästinisch-aramäischer Lokaldialekte im täglichen Leben voraussetzen, wie sie erst nach dem sechsten Jahrhundert v.Chr. wahrscheinlich ist.

Bei dem zweifellos ebenfalls aramäisch beeinflussten *qtāl* (aus \*/qatāl/, mit im Kanaanäischen untypischem Erhalt des \*/ā/) ist die Häufung der etymologisch und textkritisch sicheren Belege in nachexilischen Texten noch deutlicher. Man sollte hinzufügen, daß die beiden Wörter in Jer, die das betrifft, *yqār* „Kostbarkeit, Ehre“ (20,5) und *mnāt* „Anteil“ (13,25), gerade mit diesen Bedeutungen für das Aramäische typische Lexeme zu sein scheinen, denn im Hebräischen würden dafür eher *ḥemdā* und *ḥēlæq* o.ä. verwendet. Hebräisches *yāqār* dagegen ist üblicherweise ein Adjektiv und *mānā* recht selten sowie zumindest im allgemeinen, nicht-kultischen Sinne überwiegend spät (wenngleich nicht mit letzter Sicherheit ausgeschlossen werden kann, daß der

Konsonantentext mit *mnt* den sonst unbelegten *status constructus* des Singulars — tiberisch \**mnat* — eines genuin hebräischen Kognates meint: Klaus Beyer, Rezension zu Max Wagner, *Die lexikalischen und grammatikalischen Aramaismen im alttestamentlichen Hebräisch*, ZDMG 120 [1970], 195–198, hier 196). Das erhärtet die Deutung als ursprüngliche Aramaismen und nicht bloß als spätere Vokalisierungsfehler wenigstens etwas. Bei Erhalt der rein aramäischen Aussprache in der Punktierung statt einer Hebraisierung steht zu vermuten, daß die betreffenden Wörter im Regelfall erst übernommen wurden, als sich das Aramäische schon als Umgangssprache verstetigt hatte (so richtig Beyer, ebd.). Auch dies hätte Konsequenzen für die Chronologie.

Da die „Perfekt“-Morpheme bereits im Kapitel über die pronominalen Elemente behandelt wurden, beschränkt sich der Teil über die verbale Morphologie (159–186) auf bei Jeremia noch sehr seltene *wayyiqtol*-Formen auf der Grundlage des „Langimperfektes“ statt des erwarteten „Kurzimperfektes“ und später häufigere „Perfekt“-Formen der Wurzel *hyi* nach dem Muster vokalisch auslautender, wie beim aramäischen Kognat und/oder analog zu den vielen anderen Wurzeln dieses Typs, im Gegensatz zu den weniger zahlreichen geminierten Verben (daher in der dritten singularischen Person die maskulinen Formen *hāyā* und *hay* „er lebte“ sowie die femininen *hāyā* und *hāyā* „sie lebte“; übrigens oszilliert die Verbeugung im Alt- und Reichsaramäischen ebenfalls zwischen beiden Klassen: Belege bei Klaus Beyer, *Die aramäischen Texte vom Toten Meer*, Band 1, Göttingen 1984, 578; Band 2, Göttingen 2004, 395). Das erste Phänomen hängt zweifellos damit zusammen, daß in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. das „Kurzimperfekt“ wegen Überschneidungen mit modalen Gebrauchsweisen des „Langimperfektes“ (vgl. Rez., *Tempus, Aspekt und Modalität im Reichsaramäischen*, Wiesbaden 2004, 272f.) immer weniger produktiv wurde. Es wäre aber zu ergänzen, daß dies mit ziemlicher Sicherheit unter dem Einfluß des Aramäischen als Umgangssprache (statt wiederum eines unbeweisbaren „contemporary spoken Hebrew“, dessen die „late scribes“ sich bedient hätten) geschah, wo das „Kurzimperfekt“ im ersten Jahrhundert v. Chr. nachweislich ganz verschwand. Weil die entsprechende Entwicklung das gesamte Aramäische zwischen Palästina und Babylonien betrifft, ist eine hebräisch-aramäische Wechselwirkung unwahrscheinlich (siehe Rez., *Cultural History*, 207f.219). Da *wayyiqtol*-Langformen der ersten Person auf /-ā/, sogenannte „Pseudo-Kohortative“, vermutlich als archaisierend empfunden wurden und hauptsächlich in sicher späten Texten vorkommen, hat deren Zunahme, wie Verf. korrekt herausstellt, in jedem Fall einen höheren diagnostischen Wert für die Datierung als normale „Langimperfekta“ der zweiten und dritten Person (wo ja nie die Kohortativendung gebraucht wird) bei *wayyiqtol* wie *'al-yir'ā* „möge nicht schauen“ (Hi 3,9), die sich in den verschiedenen biblischen Büchern ohne eine vergleichbar klare chronologische Verteilung finden. Diese letzten Formen könnten indes Reste eines anderen, randständigen Erzählstils darstellen, der das mit *w-* verbundene „Langimperfekt“ als eine Art historisches Präsens auch für vergangene Sachverhalte gebrauchte, eine für das Altaramäische zweifelsfrei belegte Konstruktion. Sie mag in alten literarischen Traditionen des Nordreiches aus dem nordhebräisch-aramäischen Grenzgebiet einst weiter verbreitet gewesen sein und sich in kleinen Resten noch unter späteren Jerusalemer Redaktionsprozessen erhalten haben, weshalb es

vereinzelt durchaus auch vorexilische Belege geben mag, die sich nicht den später zunehmend unrichtig gebrauchten Konsekutivtempora verdanken (siehe dazu jetzt Rez., „Unypical *wayyiqtol* Forms in Hebrew and Early Linguistic Diversity“, in: Ethan C. Jones [Hg.], *The Unfolding of Your Words Gives Light. Studies on Biblical Hebrew in Honor of George L. Klein*, Pennsylvania 2018, 21–37).

Das mit Abstand umfangreichste Kapitel nimmt die Syntax in den Blick (187–293); viele Erscheinungen überschneiden sich aber mit Lexikon und Morphologie. Es wäre sinnvoll gewesen, die Bedeutung wirklicher syntaktischer Besonderheiten für die Ermittlung von Substratwirkungen in einer standardisierten Literatursprache eigens zu würdigen, da diese im allgemeinen weniger bewußt eingesetzt werden und so sprachliche Entwicklungen besser dokumentieren als der Gebrauch einzelner Lexeme oder Morpheme. Vieles ist vor allem durch die mehr als hundert Jahre alte, immer noch erhellende Arbeit von Arno Kropat, *Die Syntax des Autors der Chronik verglichen mit seinen Quellen*, Gießen 1909, gut bekannt. Unter diesem Gesichtspunkt ähneln Jeremia und andere Texte der Übergangszeit noch stärker dem Klassisch-Hebräischen als bei Morphologie und Wortschatz, wengleich sich auch hier schon einzelne spätere Phänomene abzeichnen scheinen.

Verf. behandelt die folgenden Fälle: noch keine Anzeichen für die im nachexilischen Hebräisch deutliche Zunahme der Präposition *'im* „mit“ statt *'et* (wohl durch Einfluß des Aramäischen, das nur die erste kennt, aber gewiß nicht bloß durch aramäische „*belles lettres*“ [S. 192], sondern vor allem durch die westaramäische Umgangssprache), doch bereits Ersatz suffigierter Formen der Präposition *'et* durch den ursprünglich nicht damit verwandten Objektanzeiger *'et*; Verwendung des *he locale* nicht nur direktional („hin ... zu“), sondern auch lokativisch und ablativisch (da vermutlich wegen seines langsamen Verschwindens aus dem normalen Sprachgebrauch hier nicht mehr als unrichtig empfunden; die Rolle des Aramäischen, das kein solches produktives Morphem zur Richtungsanzeige kannte, wird nicht behandelt); die Präposition *l-* mit direktonaler Funktion (schon lange als aramäischer Einfluß erkannt); häufigerer Wechsel zwischen den Präpositionen *'æl* und *'al* seit der Übergangszeit; sporadisch *l-* als Objektanzeiger (siehe dazu jetzt auch Peter Bekins, *Transitivity and Object Marking in Biblical Hebrew*, Winona Lake 2014; Verf. weist mit Recht auf die Schwierigkeiten hin, aramäischen — präziser: reichsaramäischen, da das in Palästina gesprochene Westaramäische ja eine eigene Objektartikel *yt* hatte — Einfluß geltend zu machen, auch, wie man hinzufügen sollte, weil die Ausbreitung eines Dativanzeigers auf die Markierung eines direkten Objektes wegen der semantischen Überschneidungen zwischen prototypischem indirekten und prototypischem direkten Objekt typologisch geläufig ist, so etwa bei *a* im Spanischen: Rez., „Differentielle Objektmarkierung im Nordwestsemitischen als Konvergenzerscheinung“, in: Renaud Kutty, Ulrich Seeger und Shabo Talay [Hg.], *Nicht nur mit Engelszungen: Beiträge zur semitischen Dialektologie. Festschrift Werner Arnold zum 60. Geburtstag*, Wiesbaden 2013, 113–124); bei vorangestelltem „König/Königin“ als Titel und nachgestelltem Demonstrativadjektiv noch meist die klassisch-hebräische Wortstellung; noch kaum Beispiele für „Perfekt“ mit *w-* als Erzählform in Prosa statt *imperfectum consecutivum* (dieses ist, *pace*, S. 258, im Aramäischen definitiv nicht nachweisbar, siehe Rez.,

„Untypical wayyiqtol Forms“; ders., *Cultural History*, 80–87 — man sollte endlich damit aufhören, die Ergebnisse einiger veralteter Studien zu diesem Thema immer wieder kritiklos abzuschreiben); unter den auffällig zahlreichen Beispielen für den *infinitivus absolutus* in Jer mit elf Fällen auch untypisch viele anstelle eines finiten Verbs (statt Fassbergs von Verf. übernommener Deutung als künstlicher Archaismus durch übertriebene Imitation der Konsekutivformen — die nicht erklären kann, warum das gerade den Infinitiv betrifft — ließe sich das besser als Erweiterung des geläufigen adverbialen Gebrauchs über eine Schilderung der Nebenumstände [so schon 2 Sam 8,2: „sie zu Boden zwingend“] verstehen, da alle Stellen auf S. 269f. nicht bloß syndetischen Anschluß, sondern eine logische Verknüpfung oder Nebenumstände implizieren: vgl. 37,21 „sie brachten Jeremia im Wachhof in Gewahrsam [wayyiqtol], wo man ihm täglich einen Laib Brot gab [inf. abs.]“, wohl aus einer adverbialen Bestimmung der Art und Weise im Sinne von „ihm täglich gebend“, so auch 19,13 „Trankopfer spendend“, 32,44 „die Kaufurkunde ausstellend“ usw.; die besondere Häufigkeit hier könnte eine stilistische Eigentümlichkeit Jeremias sein, weshalb das nicht unmittelbar mit einem beginnenden Sprachwandel verknüpft werden kann); bereits ein paar Belege für die später beliebte Pluralmarkierung beider Elemente eines *status constructus* durch Numerusangleichung; ein Beleg für einen syndetischen statt eines asyndetischen Distributiv- und Totalitätsausdrucks mit Wiederholung desselben Wortes (*dōr wādōr* in 50,39, danach gängiger).

Ein interessanter Exkurs führt eine Reihe Stellen an, bei denen das *perfectum consecutivum* und das „(Lang-)Imperfekt“ möglicherweise für wenigstens nach subjektivem Empfinden als im Verlauf befindlich beschriebene Handlungen in der Vergangenheit erscheine, ohne daß diese Handlungen wiederholt oder gewohnheitsmäßig ausgeführt würden. Das wäre Material für einen eigenen Aufsatz, es werden aber keine für die These dieses Buches unmittelbar relevanten Schlußfolgerungen damit verbunden.

Zum Ende der linguistischen Taxonomie führt Verf. noch die gemessen am Umfang des Buches eher geringe Zahl von dreizehn möglicherweise oder sicher späten, aber in Jer durchweg seltenen, Lexemen oder Wortbedeutungen in alphabetischer Reihenfolge an (294–355; die Nebenformen *z'q* und *šhq* wurden bereits im Kapitel über Schreibung und Phonologie diskutiert); dennoch ist dies das zweitlängste Kapitel. Hier hätte etwas strenger gefiltert werden können, da nicht alle Fälle Relevanz für die Datierung besitzen und die gebotenen Erklärungen auch nicht immer überzeugen.

Es geht im einzelnen um folgende Wörter: *dibbēr* „Gotteswort“ (biblisch auf Jer beschränkt, aber im Konsonantentext nicht von *dābār* zu unterscheiden und daher unsicher); der Plural des ursprünglichen Kollektivnomens *hayil* mit der Bedeutung „Heer“ (pace S. 299 kann „Aramaic involvement in the rise of the plural form in Hebrew“ nicht erwiesen werden, da das entsprechende Kognat im Aramäischen des ersten Jahrtausends v. Chr. ausschließlich als Kollektivsingular belegt ist, siehe Rez., „*hjl*“, in: ders. [Hg.], *Aramäisches Wörterbuch*, Stuttgart 2016, 273–275); *hōrīm* „Freie, Vornehme“ (vielleicht aramäisch beeinflusst, aber das bleibt unsicher, weil das entsprechende aramäische Wort etwas anders gebraucht wird); *yhūd* von „judäisch“ zu „jüdisch“ (außerbiblisch ab dem sechsten Jahrhundert v. Chr. belegt und ab dem fünften häufig, der Bedeutungswandel hat sich aber erst im dritten bis zweiten Jahrhundert v. Chr. vollzogen,

siehe Klaus Beyer, „*jhw*“, in: *Aramäisches Wörterbuch*, 347, mit weiterer Bibliographie); Reanalyse des Adverbs *yōmām* „täglich, tagsüber“ als Nomen „Tag“ (die auf S. 316f. referierte, sprachwissenschaftlich ungenügende Erklärung überzeugt nicht: mit einer angeblich schwindenden Produktivität der Adverbialendung *-ām* hat das kaum etwas zu tun, da entsprechende Belege im Hebräischen ja generell auf ganz wenige Einzelwörter beschränkt sind, und mit aramäischem Einfluß ebenso wenig; eine analoge Entwicklung liegt vor beim semantischen Gegenstück *laylā*, das bekanntlich einst auch ein Adverb „nachts“ war, weshalb sich das Wort der Kongruenz immer noch wie ein Maskulinum verhält; ähnlich auch bei *ārōm/ērōm* „nackt“, dessen *-m/* wohl ebenfalls auf eine Adverbialendung zurückgeht und das in Hi 24,7.10 noch adverbial gebraucht wird, aber durch die prädikative Verwendung „etwas in nacktem Zustand tun“ zum Adjektiv wurde — eine interne Bedeutungsentwicklung reicht also auch für *yōmām* völlig aus, zumal das aramäische Pendant erst in Qumran bezeugt ist, siehe Rez., „*jwm*“, *Aramäisches Wörterbuch*, 348 [unten, zu 4Q209 26,5]); *mal kūt* „Königtum“ (als normales nachexilisches Gegenstück zu klassischem *mamlākā* seit langem unstrittig, in Jer mit drei gegenüber siebzehn Belegen aber noch selten; diese drei werden hier überraschenderweise als eventuelle späte Zusätze gedeutet); die wegen der verschiedenen Lautentsprechungen sicher aramäische Nebenform *ntr* in *maṭṭārā* „Wache“ zu hebräischem *nšr* „bewahren“, wohl nicht verwandt mit *ntr* „zürnen“ (so auch Rez., „*ntr*“, *Aramäisches Wörterbuch*, 475 [unten]); *rb* „angenehm sein“ (die Etymologie ist allerdings unsicher und die Verteilung nicht unbedingt spät, der diagnostische Wert mithin zweifelhaft); *ʿtæræt* (bei der mutmaßlichen Bedeutung „Reichtum“ lautgesetzlich in der Tat entsprechend dem aramäischen Kognat zur hebräischen Wurzel *šr*, aber eine Verschreibung des einen, textkritisch schon lange verdächtigen Belegs in Jer 33,6 aus ursprünglichem *ʿtæræt* „Diadem“, *ʿt ræwah* „Zeit des Aufatmens“ [siehe Gesenius<sup>18</sup>, s.v., 1033] oder *nṭībōt* „Pfade“ [Arnold B. Ehrlich, *Randglossen zur hebräischen Bibel*, Band 4, Leipzig 1912, 328] sollte zumindest erwogen werden — das jedoch nähme dem Wort seinen Aussagewert für diachrone Fragen); die Beamtentitel *pahā* und *sæḡān* (vermutlich über das Aramäische entlehnt, das zumindest *sgn* wegen des */s/* schon in assyrischer Zeit aus dem Akkadischen übernommen haben muß, weshalb sein Vorkommen nicht auf die nachklassische Zeit beschränkt zu sein braucht und es für die Datierung mithin unergiebig ist; vgl. Rez., „*pḥh*“, *Aramäisches Wörterbuch*, 598, ders., „*sgn*“, ebd., 523f.); *rab* mit der Bedeutung „Herr, Meister“ (vermutlich durch das Aramäische beeinflusst, wie Verf. richtig feststellt, da so schon altaramäisch bezeugt); *rūḥ* im Sinne von „Windrichtung“ (biblisch-hebräisch auf Jer beschränkt, sodann nachbiblisch und aramäisch belegt, aber als semantische Weiterentwicklung von „Wind, Hauch“ auch gut intern erklärbar); *rās* für „Bote“ statt „Leibwache“ (mit dieser in Jer 51,31 bezeugten Nuance charakteristisch für das Spät-Biblisch-Hebräische; ein Verweis auf Udo Rütterswörden, *Die Beamten der israelitischen Königszeit. Eine Studie zu šr und vergleichbaren Begriffen*, Stuttgart 1985, bes. 30–32, wäre nicht verkehrt).

Ein vorläufiges Resümee bündelt die über die einzelnen Kapitel und Abschnitte verteilten Beobachtungen über das Verhältnis der Teile Jeremias, die sich auch in der Septuaginta finden, zu denen, die sich nur im längeren

Masoretischen Text erhalten haben (356–369). Verf. stimmt der heutigen Mehrheitsmeinung zu, daß beide auf zwei verschiedene hebräische Fassungen zurückgingen. Er legt aber nochmals dar, daß daraus für die linguistische Datierung keine wesentlichen Unterschiede erhoben werden könnten, außer daß die Kurzfassung ein paar scheinbar „spätere“ Phänomene enthalte (Wechsel zwischen *'æl* und *'al*, appositionell nachgestelltes „der König“ und doppelte Pluralmarkierung in einer Constructus-Verbindung) als das Sondergut der masoretischen Textform und umgekehrt, diese aber nicht in einer Häufung auftraten, die ein Postulat unterschiedlicher Sprachstufen rechtfertigen könne.

Die Hauptthese wird am Schluß noch einmal knapp und in leicht apologetischem Ton wiederholt (370–373): es geht Verf. nicht um das soziale und intellektuelle Profil der Autoren des Jeremiabuches, ihren zeitgeschichtlichen Hintergrund oder das Entstehen der kanonischen Fassung, sondern um die Legitimität, ja den Vorrang der linguistischen Datierungsmethode. Die polemischen Spitzen (besonders in Anm. 1 auf S. 372f.) führen in der Sache nicht weiter, denn wenn Verf. den Literarkritikern sprachwissenschaftlichen Dilettantismus vorwirft, dürften diese ihm hermeneutische Blauäugigkeit ankreiden. Fast einhundertfünfzig Seiten sind sodann der Bibliographie und den ausführlichen Wort-, Stellen- und Stichwortverzeichnissen gewidmet, die den Reichtum des hier behandelten Materials erschließen; leider fehlt ein Namensindex, mit dessen Hilfe die Darstellung einzelner Forschungspositionen einfacher zu finden gewesen wäre. Entsprechend dem Umfeld, in dem diese Dissertation entstanden ist, wird dankenswerterweise auch viel modernhebräische, außerhalb Israels meist wenig sichtbare Literatur verzeichnet. Jedoch findet man kaum etwas zur neueren historisch-kritischen Exegese, wie neben Fischers großem Kommentar (der erste deutschsprachige zu Jeremia seit mehr als fünfzig Jahren) beispielsweise die scharfsinnigen Einzelstudien von Eckart Otto, Konrad Schmid und Hermann-Josef Stipp. Die aramäische Sekundärliteratur wird ebenfalls stiefmütterlich behandelt, allgemein-linguistische fehlt praktisch ganz.

Insgesamt arbeitet Verf. das sprachliche Profil des Jeremiabuches im Vergleich zum Klassisch-Hebräischen einerseits und zum Spät-Biblich-Hebräischen andererseits gut heraus. Allerdings hängt die linguistische Chronologie — klassische Periode bis zum Ende der Monarchie, Übergangszeit im sechsten Jahrhundert v. Chr., Beginn des Spät-Biblich-Hebräischen nach 450 v. Chr. — ohne Bezug zum sozial- und kulturgeschichtlichen Rahmen in der Luft. Stimmt sie überhaupt? Ein weitestgehender Abschluß der redaktionellen Arbeit vor der achämenidischen Zeit (ausgenommen sporadische Verweise auf mögliche minimale Einschübe, die Verf. vorsichtshalber dann doch nicht ausschließen will, siehe z. B. S. 250 mit Anm. 254, S. 323 und S. 368f.) widerspricht dem, was über den Wandel der Sprachsituation bekannt ist. Zwar dürfte es schon in babylonischer Zeit in Jerusalem einzelne Kanzleibeamte mit Aramäischkenntnissen gegeben haben (die vorachämenidische Schreibung *'rq'* „Erde“ in Jer 10,11 — dort freilich direkt neben späterem *'r'* — könnte daraus resultieren, vgl. S. 57 Anm. 5; als Beweis kann sie allerdings nicht dienen, da sie als orthographischer Archaismus noch viele Jahrhunderte später im Klassisch-Mandäischen vorkommt: Th. Nöldeke, *Mandäische Grammatik*, Halle 1875, 73). Aber erst nach 500 v. Chr. wurde das Reichsaramäische im Zuge der persischen Verwaltungsreform als verbindliche

Amtssprache in Palästina installiert (der früheste bekannte reichsaramäische Text mit Datum, TAD B5.1, stammt aus dem Jahr 495 v. Chr.), und westaramäische Lokaldialekte breiteten sich vermutlich erst durch die auch archäologisch dokumentierten demographischen Entwicklungen nach dem Ende des Exils unter größeren Teilen der Bevölkerung Judäas aus. Die spätesten vorexilischen Inschriften sind immerhin noch gänzlich frei von irgendwelchen aramäischen Substratbeeinflussungen, und für das Entstehen einer echten Zweisprachigkeit muß man mindestens einige Jahrzehnte veranschlagen (vgl. Rez., *Cultural History*, 190–193; 225–230; jeweils mit Bibliographie).

Gerade systemische Beeinflussungen der hebräischen Morphologie durch solche Lokaldialekte, wie in jedem Fall *qātōl*-Nomina anstelle des aktiven Grundstamm-Partizips, möglicherweise auch die „Perfekt“-Endung /-ā/ bei der dritten Person des femininen Plurals (sofern hier kein Archaismus, hebräischer Dialekt oder inkongruenter Gebrauch der Singularform vorliegt, s. o.), und nicht bloß leicht übertragbare Lehnwörter, setzen indes zwingend einen so engen Sprachkontakt im alltäglichen Gebrauch voraus, wie er für Südpalästina frühestens seit dem fünften oder vierten Jahrhundert v. Chr. nachgewiesen werden kann. Aus der aramäischen Kanzleisprache können diese beiden Phänomene nicht kommen. Wenn im Sinne von Ockhams Rasiermesser die femininen Singularformen der zweiten Person auf -y ebenfalls dem Aramäischen zugeschlagen werden können (das diese Erscheinungen für die fragliche Periode ja ohne Zusatzhypothesen hinreichend erklären würde) und sich nicht möglichen anderen Gründen verdanken (die ihrerseits nicht mit gleicher Sicherheit zu aufzuzeigen sind), wäre das ein weiteres Symptom. Im Vergleich dazu hat auch der stärker klassische Befund der ausgewählten syntaktischen Erscheinungen nicht das gleiche diagnostische Gewicht, weil diese eben meist nur eine geringere Zahl einzelner Wörter und isolierter lexikalischer Ausdrücke betreffen. Daß Verf., wie die Schule, die ihn prägt, den erheblichen und zweifelsfrei nachweisbaren Einfluß des Aramäischen auch als Umgangssprache ab dem fünften und vierten Jahrhundert v. Chr. regelmäßig verkennt und statt dessen immer wieder dem Phantom eines angeblich noch bis in die nachchristliche Zeit von weiten Teilen der Bevölkerung gebrauchten „vernacular Hebrew“ nachjagt, gehört trotz solidem Handwerk zu den konzeptuellen Schwächen, die eine wirklich adäquate Interpretation der Sprachatsachen behindern.

Eine etwas spätere Chronologie, wie Rez. sie auf Grund dieser Fakten selbst vorschlagen möchte, befindet sich zudem im Einklang mit nachexilischen redaktionellen Eingriffen, die verschiedene jüngere literarkritische Untersuchungen festgestellt haben. Sie kann daher ein höheres Maß an Plausibilität für sich beanspruchen als die des Verf., ungeachtet seiner Verdienste für die an sich durchaus zutreffend beschriebene relative linguistische Typologie Jeremias im Verhältnis zum Spät-Biblich-Hebräischen. Umgekehrt zeigt auch das Beispiel der Chronikbücher etwa im Vergleich zu Daniel, daß nicht alle späten Texte *a priori* die gleiche Konzentration an nachklassischen Merkmalen aufweisen müssen: manche sind klassizistischer formuliert als andere (und wenn der Chronist sogar das typologisch doch eindeutig „späte“ prädikative Partizip *šōma'at* „sie hört“ — wohl als historisches Präsens gemeint — aus 1 Sam 10,1 in 2 Chr 9,1 durch das klassische „Perfekt“ *šām'ā* ersetzt, wirkt er geradezu päpstlicher als der Papst; zu einer ganzen Reihe

möglicher Archaismen vgl. schon Wilfred G.E. Watson, „Archaic Elements in the Language of Chronicles“, *Biblica* 53 [1972], 191–207, selbst wenn man über konkrete Fälle trefflich streiten kann). Zuverlässig ist eine sprachliche Datierung also nur dann, wenn sie dem Ergebnis literarkritischer Forschung Rechnung trägt, sie ist nicht, wie Verf. auf S. 358 behauptet, aus sich selbst heraus schon objektiver.

Die Bedeutung dieses Buches liegt mithin nicht im Aufzeigen innovativer Perspektiven oder einer wasserdichten Gesamtinterpretation unter Berücksichtigung aller relevanten Faktoren, sondern in einer meist souveränen und stets ausgezeichnet dokumentierten Anwendung der konventionellen historisch-linguistischen Datierungsweise auf das Jeremia-buch. Weil in der Ausarbeitung zahlreiche grammatische und lexikalische Phänomene im Lichte der kompletten biblischen Beleglage sowie eines Teils der außerbiblischen auf ihre historische Tragweite hin untersucht werden, erlangt das Werk für die hebräische Sprachwissenschaft Referenzcharakter. Zugleich führen allerdings die mechanische Beschränkung auf rein Technisch-Philologisches und die Schwerkraft der Schultradition, der Verf. entstammt, zu einer gewissen Einseitigkeit. Eine Auseinandersetzung mit dem soziolinguistischen Kontext und mit inhaltlichen Datierungskriterien wäre für eine fruchtbare Rezeption der Ergebnisse in der weiteren redaktionskritischen und theologiegeschichtlichen Theoriebildung also äußerst willkommen gewesen, um eine Brücke zwischen der hebraistisch-semitistischen und der exegetischen Fachkultur zu schlagen und damit echte methodologische Fortschritte zu erzielen. Immerhin ist das jetzt, nach Erscheinen von Hornkohls wichtiger Monographie, ein Stück einfacher als zuvor!

Universität Leiden, Juli 2018

Holger GZELLA